

II. DISKURSTHEORETISCHE RAHMEN

Mit dem Eintreten der Sozialwissenschaften in eine postpositivistische Phase seit den 1970er Jahren (»linguistic turn«) haben symbolische Ordnungen und Kommunikation zur Vermittlung der sozialen und politischen Beziehungen als Untersuchungsgegenstände an Bedeutung gewonnen. Der Prozess der diskursiven Produktion, Institutionalisierung und Transformation von Wissensverhältnissen ist somit ein zentraler Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Untersuchungen geworden. Der Kampf um die politische Macht verwandelt sich in einen Kampf um die Deutungsmacht und deren Durchsetzung anhand symbolischer Grenzziehungen. Es geht dabei weniger um die Analyse gesellschaftlicher Ereignisse, sondern vielmehr um die über diese Ereignisse in den öffentlichen Räumen kommunizierten Diskurse¹, wobei nicht das

1 Der Begriff »Discourse« bedeutet im angelsächsischen Sprachraum einfach ein Gespräch. In der romanischen Sprache ist »discours« (Discorso) die Bezeichnung für eine »gelehrte Rede«, eine Abhandlung, eine Vorlesung oder ein Predikt. Er hat sowohl empirische als auch normative Komponenten. Die empirische Verwendung des Diskursbegriffes umfasst die Analyse von mündlichen und schriftlichen Texten und untersucht die formalen Regel- und Inhaltstrukturen dieser Texte. Die normative Komponente des Begriffes versteht Diskurs als kommunikatives Verfahren, das an Regeln der Argumentation und Rechtfertigung orientiert ist. Die öffentlichen Konfliktlösungsprozesse sollen diskursiv, d.h. argumentativ und überzeugend sein. In der deutschen Sprache kennzeichnet »Diskurs« meist ein öffentlich diskutiertes Thema, eine spezifische Argumentationskette oder eine Position eines politischen Akteurs. Auch im sozialwissenschaftlichen Gebrauch wird er unterschiedlich definiert, sowohl bezüglich der theoretischen Konzeptionalisierung als auch in der methodischen Umsetzung. Insbesondere wirken sich französischer Strukturalismus und Poststrukturalismus, im Rückgriff auf die Sprachtheorie von Ferdinand de

Schwert, sondern die Waffe des Wortes zum Einsatz gebracht wird (vgl. Eder 1998: 37). Dabei haben seitdem diskurstheoretische Perspektiven in Sozial- und Kulturwissenschaften an Bedeutung zugenommen, wobei insbesondere Michel Foucault eine zentrale Rolle einnimmt.

Foucault bemüht in seinen früheren Werken² bestimmte Instrumente der Sprachwissenschaften, um eine Gesellschaftstheorie zu entwerfen und das soziale Leben auf ein Regelsystem zurückzuführen, welches das Unbewusste der Sprecher steuert (vgl. Dreyfus/Rabinow 1987: 133). Er beschäftigt sich mit der Frage, welche symbolischen Ordnungen in spezifischen historischen Zeitabschnitten bestimmte Wahrheiten als wahren Diskurs funktionieren lassen, ohne Stellung zu deren Wahrheits- und Sinngehalten genommen zu haben (vgl. Diaz-Bone 1999: 119). Dabei versucht er das in den Diskursen und Praktiken enthaltene epistemologische Grundmodell aufzuklären. Das Subjekt wird somit in den Erfahrungskontext eingebaut, wobei historische Erfahrungsstrukturen gegenüber der Idee eines erkennenden Subjektes in den Vordergrund gestellt werden (vgl. Kögler 1994: 30f; Megill 1998: 306f).

Für die foucaultsche Diskurstheorie ist somit eine Subjektivität außerhalb von Diskursen nicht möglich, da Diskurse sowohl unsere Wahrnehmung der Realität als auch unsere Identifikation und De-Identifikation strukturieren (Howarth/Stavarakakis 2000; Jäger 2001: 148). Das ist die Performativität³ des Diskursiven. Foucault weist darauf hin, dass der Diskurs einen Raum von ungleichen und differenzierten (Macht-)Positionen und Funktionen für die Subjekte ermöglicht (vgl. Mills 1997: 12ff). Es geht darum, wer legitimerweise an welchem Ort und zu wel-

Saussure (1967) und Levi Strauss' Ethnologie und Kulturanthropologie seit Mitte der 1950er Jahre, auf den heutigen theoretischen und konzeptionellen Gebrauch des Diskursbegriffes aus (vgl. Keller 2004: 14ff).

- 2 Die foucaultsche Diskurstheorie ist von Diskontinuitäten gekennzeichnet. Dabei ist die Rede von zwei bzw. drei Perioden. In seiner »diskursiven Periode« – »Die Ordnung der Dinge und Archäologie des Wissens« – untersucht Foucault Denksysteme, die sich entlang diskursiver Praktiken materialisieren und anhand archäologischer Verfahren zu rekonstruieren sind. In der »machttheoretischen Periode« – »Überwachen und Strafen«, »Der Wille zum Wissen«, »Geschichte der Sexualität I« – beschäftigt er sich mit Handlungssystemen und Machtverhältnissen, die Effekte auf andere Handlungen zur Folge haben. Und schließlich geht es ihm in der »ethischen Periode« um »subjekttheoretische Fragestellungen« und um das Zusammenspiel zwischen Disziplinärtechnologien und ethischen Selbstbildungstechnologien (vgl. Bührmann 2004; Angermüller 2005; Dreyfus/Rabinow 1987).
- 3 Die Ideologietheorien von Gramsci und Althusser prägen Foucaults Diskurstheorie bezüglich der Performativität von diskursiven Praktiken. Die Individuen haben für Althusser ein indirektes, imaginäres Verhältnis zu den realen Verhältnissen, unter denen sie leben (vgl. Althusser 2000).

cher Zeit in welcher Form über bestimmte Gegenstände sprechen kann und darf.

»Niemand kann in die Ordnung des Diskurses eintreten, wenn er nicht gewissen Erfordernissen genügt, wenn er nicht von vornherein dazu qualifiziert ist. Genauer gesagt: nicht alle Regionen des Diskurses sind in gleicher Weise offen und zugänglich; einige sind stark abgeschirmt (und abschirmend), während andere fast allen Winden offen stehen und ohne Einschränkung jedem sprechenden Subjekt verfügbar erscheinen.« (Foucault 1991: 26)

Nach dieser Auffassung bedienen sich die Subjekte in den Erzählungen über sich Selbst und Andere symbolisch-diskursiver Ressourcen und Strategien, die ihnen in der entsprechenden Zeit und dem jeweiligen Raum zur Verfügung stehen, und somit explizieren sie sich Selbst und den Anderen (vgl. Jäger 2001: 133f). Durch die Wiederholung von Argumenten und Symbolen werden den Subjekten bestimmte Positionen angeboten, die von ihnen eingenommen werden. Anstelle von Diskursen sind es in der späteren foucaultschen Theorie⁴ Machtformen, die aus Individuen Subjekte machen (vgl. Foucault 1987: 246). Macht setzt individuelle oder kollektive »freie Subjekte« voraus. Nicht auf Sklaven, sondern auf freie Subjekte wird Macht ausgeübt. Die freien Subjekte können wiederum unterschiedliche Reaktionen und Verhaltensweisen gegenüber der Machtausübung zeigen: Entweder werden sie diese hinnehmen und internalisieren oder in bestimmten Fällen Resistenz zeigen und damit wiederum andere Machtbeziehungen produzieren und provozieren. Macht und Freiheit stehen in einem paradoxen Verhältnis, sie schließen einander nicht aus, sondern befinden sich in einem komplexen Spiel, in dem Freiheit die Existenzbedingung der Machtausübung wird. Statt von einem Antagonismus sollte Foucault zufolge von einem Agonismus zwischen »freien Subjekten« und Macht gesprochen werden, sie blockieren sich nicht, sie provozieren und reproduzieren sich dauerhaft gegenseitig (vgl. Foucault 1987: 255f).

4 Ab Mitte der 1970er Jahre beschäftigt er sich mit Handlungssystemen und Machtverhältnissen, der Disziplinierung des Körpers bzw. Disziplinar- und Selbsttechnologien, die sowohl einen neuen Machttypus in den modernen (europäischen) Gesellschaften hervorbringen, der kontinuierlich, disziplinar und anonym ist, als auch neue Subjekttypen, die als Folge dieser Machtverhältnisse erschienen sind. Er macht auf das komplexe Zusammenwirken zwischen Disziplinär- und Selbsttechnologien aufmerksam, die im engen Verhältnis zueinander stehen und als solche in die Herrschaftsstrukturen integriert sind (vgl. Dreyfus/Rabinow 1987: 200ff).

»Subjektkonstruktion erfolgt durch Gegenstandskonstruktion, dadurch, dass es sich selbst und andere zum Gegenstand diskursiver Praktiken macht. Das ›Andere‹, Abweichende wird ebenso als Objekt von Wissenspraktiken konstruiert wie das ›normale‹ Subjekt, das sich zum Maßstab aller Dinge, so auch ›der anderen‹ macht; darin bestehen Normalisierungsprozesse in modernen Gesellschaften. Normalität wird primär über das Abweichende konstituiert.« (Bublitz 1999: 35)

Die Objektivierung des Subjektes, die Foucault »Teilungspraktiken« nennt, führt einerseits zu gesellschaftlichen Hierarchien und Ausgrenzungen, zur Totalisierung und Vereinheitlichung der Bevölkerung andererseits (vgl. Kögler 1994: 47). Die Subjekte werden entweder von Inneren geteilt oder von Anderen abgeteilt, was sie zu Gegenständen macht. Das praktische Äquivalent zur symbolischen Ausgrenzung operiert dann gemäß der Aufteilung in Verrückte und geistig Normale, in Kranke und Gesunde, in kriminelle und anständige Jungs (vgl. Foucault 1987: 243). Eine zentrale Kritik Foucaults ist, dass die Vernunft durch Ausgrenzung und Objektivieren des Wahnsinns als ihr Anderes existieren und operieren kann. Gerade diese Erfahrung mit dem Wahnsinn erhält die eigentliche tiefere Wahrheit über die menschliche Existenz in der Welt. Das sich selbstherrlich etablierende Vernunftobjekt nimmt im Wahnsinn nur noch das Fehlen seiner Selbst, die Leere und Negation der Vernunft wahr (vgl. Kögler 1994: 19ff).

Die Stärke der foucaultschen Diskurstheorie ist der Versuch, sowohl die symbolisch-semantischen als auch die institutionell-praktischen Mechanismen, die das Auftauchen spezifischer Aussagen bestimmen, zu rekonstruieren. Ein zentrales Problem ist es jedoch, die Grenzen des foucaultschen Diskurses auszumachen. Foucault unterlässt *erstens* die diskursive Organisation von Subjekt und Subjektivität und damit die Stellung des Selbst und des Anderen im Diskurs genauer zu prüfen. Sein Begriff der »Subjektposition« geht auf die französischen Strukturalisten, insbesondere auf die »ideologische Anrufung« Althusser zurück: Es wird unterstellt, dass das ideologische Subjekt seine Position als Agent des sozialen Prozesses wahrnehmen und diese Position voll besetzen kann (vgl. Žižek 1989: 251f). Die Anrufung wirkt jedoch niemals vollständig, es gelingt ihr zwar, dem Subjekt einen Standort anzuweisen, aber es ist niemals mit diesem Ort deckungsgleich. Subjekte und symbolische Ordnungen bleiben aufeinander angewiesen.

Im foucaultschen Machtkonzept wird *zweitens* von globalen Machtstrategien gesprochen, die die Subjekte disziplinierten, überwachten und unterwürfen. Alle Widerstände und Oppositionen seien nur angebliche Widerstände, die die Macht nicht herausforderten, sondern reproduzier-

ten und provozierten. Subjektivität wird somit die Existenzbedingung der Machtausübung.⁵ Foucaults Subjekt kann der Unterwerfung unter die moderne disziplinäre Machtmatrix nicht entkommen, es befindet sich in einer Sackgasse (vgl. Žižek 1989: 251f; 2003: 299ff). Macht ist omnipräsent und allgemein, so dass sie keine analytische Klärung mehr ermöglicht (vgl. Knoblauch 2001: 212). Sie kann für Foucault nicht geeignet werden, da sie aus vielfältigen und beweglichen Kräfteverhältnissen besteht und einen dezentralen und relationalen Charakter in einer bestimmten Zeit und Gesellschaft hat (vgl. Seier 1999: 81; Jäger 2001: 152f). Der hegemonietheoretische psychoanalytische Diskursansatz von Žižek sowie Laclau und Mouffe leistet in dieser Hinsicht einen entscheidenden Beitrag zur diskursiven Konstruktion von kollektiven Identifikationen, politischer Subjektivität und symbolischer Integration von gesellschaftlichen Differenzen, die Foucault nicht genau ausarbeitete.

Identifikation und politische Subjektivität

Laclau und Mouffe beobachten die Konstruktion von kollektiven Identitäten, die durch diskursive Artikulationsprozesse hergestellt werden. Diskurs wird dabei nicht als eine Ebene sozialer Wirklichkeit entworfen, sondern wird das »Medium«, in dem gesellschaftliche Wirklichkeit verhandelt und festgehalten wird. Ökonomie und Staat sind wie jede andere »Sphäre« der Gesellschaft diskursiv strukturiert und werden somit zum Terrain politischer und hegemonialer Artikulation (vgl. Marchart 2007: 108ff). Das Politische wird verstanden als strategisches Terrain hegemonialer Artikulationen, das alle Bereiche der Zivilgesellschaft, der Ökonomie wie auch des Staates im engeren Sinne umfasst.

Obwohl Diskurse bestimmte feststehende Subjektpositionen anbieten, stehen die Subjekte fast immer im Schnittfeld mehrerer und unterschiedlicher Diskurse und damit Subjektpositionen. Es hängt davon ab, inwieweit sich die Subjekte mit welchen Positionierungsangeboten identifizieren. Diese Identifikation ist allerdings auch nicht etwas Verfestigtes, sondern ein Prozess in Bewegung (vgl. Stäheli 1999: 155f). Jede Identität ist ex-zentriert, weil erst durch den Anderen eine (entfremdete) Einheit möglich wird: eine Lücke zwischen Selbst und seinem Anderen, die als solche ambivalent und ungefüllt bleibt (vgl. Žižek 1989: 254). Es wird versucht diese unvollständige symbolische Struktur bzw. diese Be-

5 Foucault unterscheidet laut Lisa Lowe zwischen kulturellen Designationen von Utopien, welche imaginäre Inversionen des realen Raumes von Gesellschaft sind, und Heterotopias, die den Raum der Alterität beschreibt, einen Raum von Krisen und Devianzen (vgl. Lowe 1991: 15f).

deutungsüberschüsse durch soziale Phantasie aufzuheben, welche wiederum durch unterdrückte oder ausgeschlossene Stimmen (Symptome) versetzt wird. Diese Versetzung löst ihrerseits neue diskursive phantasmatische Artikulationen aus, um die »Risse« in der symbolischen Ordnung zu nähen. Der psychoanalytische Ansatz dynamisiert also den Identifikationsprozess und die Hegemonieformation, indem auch Möglichkeiten für Subjekte und Subjektivität entstehen. Es ist dies nicht der Fehlschlag der Identifikation, sondern des Identifikationsprozesses, in welchem die Erzeugung einer stabilen geschlossenen Identität misslingt. Dieser Fehlschlag, diese Unmöglichkeit, macht wiederum den Identifikationsprozess konstitutiv. Subjektivitäten entstehen durch Identifikationen aufgrund des strukturellen Mangels des Subjektes und der symbolischen Struktur (vgl. Alcorn 1994: 20ff).

Es werden zwei Formen von Differenzen sichtbar: einerseits die Differenzen innerhalb eines Diskurses, andererseits eine konstitutive Differenz, die den Diskurs von seinem Außen trennt (vgl. Stäheli 2001: 197). Der negative Bezug auf das, was eine Identität nicht ist, führt zur Neutralisierung der internen Differenzen und Elemente eines Diskurses und erzeugt eine Identität, indem sie sich vom konstitutiven Außen trennt.⁶ Diese »Logik der Äquivalenz« wird stets in Frage gestellt durch die »Logik der Differenz.« Letztere macht die Differenzen im Diskurs sichtbar, erweitert das sozial-politische Feld, macht es komplexer und somit die vollständige Schließung des Diskurses unmöglich (vgl. Laclau/Mouffe 1992: 162ff).

»The logic of difference tends to expand the syntagmatic pole of language, the number of positions that can enter into a relation of combination and hence of

6 Die laclausche und žižekische Diskurstheorie, die an Lacan anschließt, sprengt die geschlossene, kreisförmige Beziehung zwischen angerufenem Subjekt (Selbst) und anrufender Instanz (Ideologie bzw. diskursive Ordnung). Sie ist geprägt von der lacanschen Diskurs- bzw. Subjekttheorie. In der lacanschen Subjekttheorie führen weder das Imaginäre noch symbolische Identifikationen zu einer stabilen gesicherten Identität, da der Bruch, die Spaltung zwischen dem Bewussten und dem Unbewussten, sowohl auf der imaginären als auch auf der symbolischen Ebene bestehen bleibt. Die Konstruktion des Selbst ist instabil, da es auf die Ansicht des Anderen angewiesen ist. Das Subjekt kann erst durch das Bild, das es sich von sich selbst macht, sich selbst überblicken, ein Subjekt, das unterworfen und dezentriert zugleich ist, welches Lacan »sujet décentré« nennt (vgl. Torfing 1999: 86). Es handelt von einem zerrissenen und entfremdeten Selbst, das ein externes Anderes braucht, um eine einheitliche Identität zu bekommen. Diese konstitutive Abhängigkeit einer jeden imaginären Identität von einer nie durch das Selbst vollständig internalisierbaren entfremdeten Externität unterwandert die Idee einer stabilen Identität (vgl. Stavrakakis 1999: 18; Lowe 1991: 145; Zima 2000: 260).

continuity with each other; while the logic of equivalence expands the paradigmatic pole – that is the elements that can be substituted for one another – thereby reducing the number of positions which can possibly be combined.« (Laclau/Mouffe 1985, zit.n. Stavrakakis 1999: 76)

In der Logik der Äquivalenz wird dagegen das sozial-politische Feld durch die Spaltung der Gesellschaft auf zwei Fronten vereinfacht. Die Subjektpositionen werden auf zwei Pole reduziert, symbolisiert durch z.B. Paradies und Hölle oder Freund und Feind. Das politische Feld wird durch die Expansion der paradigmatischen Pole von Bedeutungen vereinfacht. Die Logik der Metapher wird dominant, sie ist exkludierend und spaltend. In der Logik der Differenz werden alle sozialen Spaltungen von einer illusionären Gesellschaftskonzeption, die alle Differenzen und Forderungen zu umgreifen verspricht, absorbiert (vgl. Howarth/Stavrakakis 2000: 11f). Nach dem Motto: »wir sind eine Familie« oder »wir sind eine Nation«. Unterschiedliche gesellschaftliche Positionen werden gemäß einer metonymischen politischen Logik kombiniert. Sie ist einschließend (vgl. Laclau/Mouffe 1992: 162ff). Äquivalenz und Differenz stehen in einem antagonistischen ambivalenten Verhältnis, in dem keines sich endgültig zu etablieren in der Lage ist. Laclau zufolge sind diese beiden Logiken gleichzeitig vorhanden und wirksam. Da Differenzsysteme instabil sind, werden die symbolischen Ordnungen niemals vollständig konstituiert: Die Gesellschaft ist unmöglich. Irgendetwas fehlt immer, um die Bedeutung endgültig zu fixieren. Es gelingt also der Logik der Äquivalenz aufgrund dieses Widerspruches niemals vollständig, die nicht diskursiv artikulierten Elemente (aufgrund ihres Fluktuiers) in die diskursiv artikulierten Momente (differenzielle Positionen) zu transformieren und damit die Einheit der diskursiven Totalität herzustellen (vgl. Laclau/Mouffe 1992: 163). In diesem Sinne bedeutet die Unstabilität gesellschaftlicher Beziehungen, dass hier die Logik der Äquivalenz die Logik der Differenz dominiert. Das bedeutet, dass die antagonistischen Elemente und kollektiven Identitäten in dieser Gesellschaft so zunehmen, dass diese Zunahme die Versuche erschweren würde, ein diskursives hegemoniales Zentrum zu konstruieren.

Diskursive Knotenpunkte und politische Phantasie

Laclau und Mouffe reformulieren Gramscis Hegemoniebegriff⁷ diskurs-theoretisch. Die Frage, wie symbolische Schließungen möglich werden, wird von Laclau so beantwortet, dass die politischen Kämpfe Versuche sind, bestimmte privilegierte Signifikanten an bestimmte partikuläre Signifikat-Konfigurationen zu fixieren (vgl. Laclau 1993: 35). Laclau greift hier auf den lacanschen Begriff des »leeren Signifikanten« zurück. Die leeren Signifikanten sind jene privilegierten diskursiven Punkte, die die Aufgabe übernehmen, diskursive Differenzen zu entleeren und die Identität des Diskurses als etwas einheitliches Ganzes zu repräsentieren (vgl. Howarth/Stavrakakis 2000: 7ff). Es sind die Symbole und Begriffe, deren Bedeutung unbestimmbar geworden sind, wie z.B. Freiheit, Gerechtigkeit, Demokratie etc. »Je stärker der Signifikant von einer Bedeutung entleert werden kann, umso besser eignet er sich dafür, die Äquivalenz der unterschiedlichen diskursiven Elemente zu symbolisieren.« (Stäheli 2001: 201)

7 In der marxistischen Tradition wird die Hegemonie als politische Herrschaft bzw. ökonomische Unterdrückung der Arbeiterklasse durch die bürgerliche Klasse und ihre Verbündeten definiert. Gramsci erweitert diese Definition um komplexe Relationen von sozialen, kulturellen und ideologischen Praktiken, durch die die herrschende Klasse ihre politische und kulturelle Herrschaft ausübt. Sie beschreibt den gesamten Prozess von Verhandlungen, Dissens- und Konsensbildungen, indem andere gesellschaftliche subalterne Gruppen in einen »historischen Block« integriert werden. Hegemonie ist für Gramsci moralische kulturelle Führerschaft einer Klasse über alle anderen Klassen, indem auch der Konsens der gegenständlichen Klassen organisiert wird. Das hegemoniale Subjekt ist bei Gramsci zwar eine soziale Klasse, sie wird jedoch nicht als völlig stabiles dauerhaftes Gebilde konzipiert, sondern sie ist dynamisch und prekär in einem Feld beständiger Kämpfe um die hegemoniale Position (vgl. Keller 2004: 28). Hegemonie kennzeichnet für Gramsci zwar die Interessen von herrschenden Klassen, aber das Subalterne erhält Möglichkeiten, Resistenz zu zeigen, welche wiederum mit Kompromissen der beiden Seiten reproduziert wird (vgl. Lowe 1991: 16f). Hegemonie wird als Organisation von Konsensbildung verstanden, wo die beherrschten Gruppen und Identitäten integriert werden, primär nicht durch Zwang, sondern vielmehr durch passive oder aktive Zustimmung. Die zentrale Frage ist: Wie kann der Staat ohne Zwang regieren? Diese Frage hat Gramsci dazu geführt, sich auf nicht zwingende Dimensionen der Herrschaftsstruktur zu konzentrieren, nämlich auf die symbolischen Praktiken und Mechanismen (vgl. Barrett 2004: 79 ff).

Jeder Signifikant bezieht sich auf andere Signifikanten, die metonymische Kombination und metaphorische Substitution⁸ kann als ohne Ende beschrieben werden. Aber dieses endlose Spiel wird von bestimmten prominenten Signifikanten gestoppt. Diese privilegierten Signifikanten oder Referenzpunkte werden »diskursive Knotenpunkte« (entlehnt Lacans »point de capiton«) genannt (vgl. Laclau/Mouffe 1992: 140). Sie stoppen die endlosen Bewegungen von Signifikation und fixieren die Bedeutung der gesamten Kette von Signifikanten. Diese Fixierung ist jedoch nicht stabil, sondern relativ und temporär. Der partikuläre Inhalt der diskursiven Knotenpunkte spiegelt keine pre-symbolische objektive Realität, sondern ist eben Ergebnis der symbolischen hegemonialen Kämpfe (vgl. Stavrakakis 1999: 60).

Für Laclau und Mouffe sind antagonistische Formationen im Prozess von Hegemoniebildungen für politische Subjektivitäten entscheidend. Hegemonie formiert sich genau an dem Ort, wo sich die Antagonismen schneiden, und sie setzt symbolische Äquivalenzen und Effekte von symbolischen Grenzen voraus. Die hegemoniale Artikulation hat also zwei Bedingungen, erstens das Vorhandensein von antagonistischen Kräften und zweitens die diffusen und unsicheren Grenzen zwischen diesen beiden Kräften. Es besteht die Möglichkeit, dass die Elemente sich zu gegensätzlichen Fronten zusammenschließen. Diese Fronten müssen stetig reartikuliert werden. Ohne die Äquivalenzen und diffusen symbolischen Grenzen kann nicht von Hegemonie gesprochen werden, sondern nur von totalitären Machtstrukturen. Es ist der Moment der Äquivalenz, in dem die Hegemonie durch diskursive Knotenpunkte hergestellt und ein relativ einheitliches gesellschaftliches und politisches Gebilde konstruiert wird; Gramsci verwendet hierfür die Bezeichnung »historische Blöcke«. Die Verbindung zwischen (Klassen-)Interessen, ihren Identitäten und Subjektpositionen im Diskurs ist nicht essentiell, sondern kontingent (Laclau/Mouffe 1992: 98ff, 152ff, 170f). Relevant ist, dass Differenzen erst durch symbolische Praktiken eliminiert werden, diskursive Elemente durch artikulatorische Praktiken in Verbindung gebracht, Bedeutungen fixiert und überhaupt hegemoniale kollektive Identifikationen und Subjektpositionen erst auf dieser symbolischen Ebene möglich werden.

8 Laut Howarth/Stavrakakis (2000) unterscheidet Jacobson zwischen Metonymie und Metapher: Metonymie betont die Dimension von Kontinuität und Verkettung. Metapher ist dagegen die Dimension der Substitution (Auswechslung, Ersatz). Diese beiden sind der Schlüssel für die Produktion von Bedeutung, aber auch die Möglichkeit zur Artikulation neuer Bedeutungen. Geprägt vom jacobsonischen Unterschied entwickeln Laclau und Mouffe die Begriffe Äquivalenz und Differenz (vgl. Howarth/Stavrakakis 2000: 5).

Die Hegemonialität eines Diskurses ist jedoch lediglich eine Tendenz, da die verfügbaren Sinnordnungen aufgrund Antagonismen, Brüchen und Konflikten immer in Bewegung sind (vgl. Keller 2004: 53). In einem System von Äquivalenzen und Differenzen, in dem die Bedeutung jedes Momentes fixiert und geschlossen wäre, in dem Diskurse und Identitäten sich vollständig realisiert hätten, gäbe es für die hegemonialen Praktiken keinen Platz und alle Praktiken hätten lediglich eine sich wiederholende Funktion (Laclau/Mouffe 1992: 168). Diverse Gruppen integrieren sich also durch einen Begriff, der alle politischen Differenzen zu eliminieren und partikuläre Bedeutungen miteinander zu vernähen in der Lage ist, für ein gemeinsames Ziel.⁹ Hegemonie wird hier somit als ein Kampf von partikulären Bedeutungen verstanden.

Wenn Žižek (und Laclau und Mouffe) von der Unmöglichkeit der Identität sprechen, dann meinen sie damit, dass das Soziale um eine konstitutive Unmöglichkeit herum strukturiert ist, um einen Antagonismus, und es ist die Aufgabe des ideologischen Phantasmas, diesen Antagonismus zu maskieren. Die strukturelle Unmöglichkeit einer geschlossenen Gesellschaft, der Riss, der die Gesellschaft durchzieht, wird mittels der Verkörperung der Unmöglichkeit in der Gestalt des fremden Anderen abgedeckt. Mit anderen Worten: Der Diskurs versucht, die grundlegende Differenz zwischen dem Realen, verstanden als Überschuss von Bedeutungen, und dem Symbolischen zu verdecken, indem er innerhalb der symbolischen Ordnung ein Objekt (Anderes) erzeugt, das den Blick auf die Differenz verdeckt. An die Stelle der strukturellen Unmöglichkeit wird dieses Objekt gesetzt, welches für eben diese Un-

9 Žižek gibt diesbezüglich ein Beispiel aus Osteuropa Ende der 1980er Jahre. Es sei kein Zufall, dass der Name des stärksten oppositionellen Widerstands »Solidarität« (Solidarność) war, es sei dies jener nicht-politische Signifikant, der voll mit einer partikulären politischen Phantasie gefüllt wurde und unter den Gruppen Äquivalenz herstellte. Alle die gegen die Kommunisten an der Macht waren, vereinigten sich mittels dieses gegenhegemonialen Signifikanten. Die konservativen Nationalisten warfen Ihnen vor, das Land an die Russen verkauft zu haben, für die Arbeitgeber waren sie das Hindernis für den kapitalistischen Fortschritt, für die katholische Kirsche waren die Kommunisten morallose Atheisten, für die Intellektuellen waren sie autoritäre Zensuristen. Für die Bauern waren sie die Modernisten, die ihren Habitus zerstört hatten, die Arbeiter meinten, es gehe ihnen nicht um das Proletarische, sondern um die Partei und den bürokratischen Apparat, die Linken betrachteten das existierende Regime als Verrat am wirklichen Sozialismus. Jede Position beharrte auf ihrer eigenen Füllung, dass diese und nur diese die einzige und richtige Definition sei. Welche dieser Bedeutungen hegemonial wird, hängt davon ab, wer überzeugend seine partikuläre Bedeutung für die anderen lesbar macht (vgl. Žižek: 2003: 214ff).

möglichkeit verantwortlich gemacht wird, und damit wird ein handlungsfähiges Subjekt (Selbst) erst ermöglicht.

Die Phantasie okkupiert genau den Platz, wo es an Bedeutung mangelt. Als ein imaginäres Szenario möchte sie den Mangel der sozial-symbolischen Struktur durch Maskieren von konstitutiven Antagonismen und Differenzen füllen. Die Beziehung zwischen dem Phantasma und dem Realen ist ambivalent; auf der einen Seite verdeckt es den »Schrecken des Realen«, auf der anderen Seite kommt es zu einer Hypostasierung des Realen: Das Reale wird fassbar. Phantasie ist z.B. die Logik des Nationalstaates eine harmonische Gesellschaft hervorzu- bringen (vgl. Stavrakakis 1999: 80). Die Gestaltung der Welt als harmo- nisch strukturiertes Ganzes ohne Intervention der Phantasie wäre also nicht möglich (vgl. Žižek 1989: 49).

Symptom und Dislokation

Die gesellschaftliche Harmonie wird für Laclau und Žižek über die Maskierung von Antagonismen konstruiert. Der vorübergehend aufge- hobene Mangel wird wiederum herausgefordert durch die symptomati- schen Artikulationen. Es ist das Symptom, das unsere Konstruktion von Realität destabilisiert. Das Symptom ist das, was von der harmonischen Symbolisierung ausgeschlossen wurde. Es ist die Begegnung des Sym- bolischen mit dem unterdrückten Unbewussten, ein traumatischer Punkt, der der Symbolisierung Widerstand leistet (vgl. Žižek 2003: 214ff). Die politische Phantasie stellt das Symptom als für die Harmonie fremden, störenden Eingriff heraus. Die soziale Phantasie zur harmonischen Konstruktion von Gesellschaft kann also lediglich dadurch aufrecht- erhalten werden, dass alle beharrende Unordnung als störend stigmati- siert wird und deshalb eliminiert werden darf.

Soziale Konstruktion wird dann eine neue Konstruktion, wenn das Moment der Dekonstruktion mitgedacht wird, ein Moment, das gleich- zeitig destruktiv und konstruktiv ist. Es ist dies ein Prozess, in dem die Kontingenz des Diskurses sichtbar gemacht und Strukturen dezentriert werden. Dieses Moment der Dislokation bringt wiederum neue Artikula- tionen hervor. Traumatische Dislokationen »bedrohen auf der einen Sei- te Identitäten und Diskurse, auf der anderen Seite sind sie Fundamente, auf denen neue Identitäten konstituiert werden« (Howarth/Stavrakakis 2000: 13). Dislokation (Laclau) oder Symptom (Žižek) sind also Begeg- nungsmomente mit den unterdrückten ausgeschlossenen Differenzen (dem Realen), die die symbolische Struktur zerreißen, welche wiederum versucht wird durch neue Artikulationen genäht zu werden. Das symp-

tomatische Reale ist genau das, was zerstört, was die phantasmatische Realität versetzt, was zeigt, dass die Realität, verstanden als soziale Strukturen, mangelt.

Das Politische ist diese Begegnung mit dem nicht symbolisierten Realen (Unbewussten). Das unbewusste Reale ist als verdrängte Bedeutungen zu verstehen, die sich der Symbolisierung entziehen und sich auf der symbolischen Ebene als ein Netz von Symptomen bilden und bedrohlich für die symbolische Ordnung werden (vgl. Zima 2000: 263). Somit scheitern die Versuche, eine volle Identität zu erlangen, sowohl auf imaginärer als auch auf symbolischer Ebene. Man gehorcht der symbolischen Ordnung, um Subjekt zu werden, doch dieser Wunsch wird nie vollständig erfüllt. Es bleibt immer ein Rest vom Realen, der sich der Symbolisierung entzieht und der wiederum bedrohlich und symptomatisch für die symbolische Ordnung wird (vgl. Žižek 1989: 254). Das Moment des Politischen ist das Moment des Fehlschlags *par excellence*. Laclau und Žižek zufolge ist das Begehren, der Gesellschaft eine harmonische Totalität zu verleihen, deshalb eine Illusion.

Wie jede andere Realität ist die politische Realität, verstanden als Interessen, Identitäten und Hegemonie, konstruiert auf der symbolischen Ebene. Sie ist konstruiert durch diskursive Knotenpunkte. Diese symbolische Konstruktion ist unterstützt von einer phantasmatischen Füllung, die der politischen Konstruktion eine imaginäre Kohärenz stiftet, indem die Phantasie diese Konstruktion im Realen zu verankern verspricht. Die Bedeutungen, Identifikationen und die Hegemonie können jedoch trotz aller imaginären Szenarien und diskursiven Performanzen nicht auf Dauer fixiert werden. Die diskursive Formation, die Konstruktion von kollektiver Identität und Hegemonie als eine geschlossene Struktur ist aufgrund der fehlenden transzendentalen Signifikanten unmöglich, deswegen ist es notwendig stetig an ihrer Konstruktion zu arbeiten. Die Subjekte konstruieren sich auf dem diskursiven Feld, sie werden von Diskursen angerufen und die Positionen werden von ihnen besetzt. Doch diese Identifikation erfolgt nie vollständig. Die artikulatorischen Praktiken verknüpfen zwar die soziale Handlung mit der symbolischen Bedeutung der Handlung, die diskursive Sinnerzeugung durch die Artikulation ist jedoch kontingent und es bestehen immer mehrere Möglichkeiten für andere Sinnverbindungen (vgl. Laclau 1982: 15). Welche von diesen möglichen Bedeutungen vorübergehend fixiert werden, kann nicht allein auf linguistische Regeln reduziert werden. Die Begegnung mit dem Andersartigen führt zwar zum reflexiven Nachdenken über sich selbst und die eigene Subjektkonstitution, aber nicht in einem machtfreien Raum, sondern in einem permanenten diskursiven Machtkampf, in dem die Frage der Hegemonie ins Spiel kommt (vgl. Torfing 1999: 98).

Die diskursiven dialogischen Praktiken sind bei Laclau und Žižek entscheidend für die Konstituierung von Selbst und Anderem, doch es wird davon ausgegangen, dass die Kommunikation zwischen dem Selbst und dem adressierten Anderen grundsätzlich unmöglich ist. Der Andere ist ein imaginärer Anderer des Diskurses, an dem das Zeichen notwendig in einem bestimmten Ausmaß vorbeigeht: Der Andere ist deshalb imaginär, da er nur aus dem imaginären Winkel der Position des Subjektes im Diskurs sichtbar ist. Mit dem bakhtinschen Begriff »Dialogizität« soll im Folgenden stärker hervorgehoben werden, dass die diskursiven Konstruktionen und die Beziehung zwischen Selbst und Anderem sich nicht isoliert formieren, sondern sich aufeinander beziehen (vgl. Bakhtin 2001).

Dialogische Diskursivität

Dialogizität ist für Michail Bakhtin (2001) die primäre Bedingung des Diskursiven. Sie bedeutet, dass sich der Text bzw. der Autor schon während der Artikulation an seinem jeweiligen Adressaten orientiert. Es findet ein Dialog zwischen Signifikantem und Signifikat, zwischen Erzähler und Zuhörer, zwischen sprechendem Subjekt und seinen Worten, zwischen über denselben Gegenstand anderswo artikulierten Aussagen statt (vgl. Bakhtin 2001: 52). Alle Konversationen und Texte sind sozial und dialogisch, sie sind immer eine Reaktion auf andere gesprochene oder geschriebene Sprachformen, die zitiert, nachgeahmt oder pervertiert werden. Die Sprache versteht er im Gegensatz zu Saussure nicht als abstrakte grammatikalische Kategorie, sondern als völlig mit Ideologien gefüllte konkrete Welt der Ideen (vgl. Bakhtin 2001: 46f). In einem Dialog tauchen die Signifikanten als eine lebendige Antwort auf, und sie formieren sich als Folge von Kommunikation mit fremden Signifikanten, die an demselben Gegenstand oder denselben Themen hängen. Doch es wird nicht nur mit an dem Gegenstand hängenden fremden Signifikanten kommuniziert, sondern jedes Wort taucht auch als eine Antwort auf etwas auf, das sie anruft. Erst im Prozess dieser Interaktion formieren sich die Äußerungen.

Die Paarung von Signifikanten und Signifikat entsteht als Folge der simultanen Präsenz von Anderen, keine von diesen Elementen existiert an sich, sie haben auch von selbst keine Bedeutung (vgl. Bakhtin 2001: 312). Die Welt (das Andere) adressiert uns stets, wir sind immer adressierbar, wir sind von außen gezwungen, ihr zu antworten. Wir geben der Welt also stetig Antworten, weil wir stetig adressiert werden (vgl. Holquist 2002: 30ff; Mills 1997: 11). In einer Unterhaltung richtet sich der

Signifikant unmittelbar nach einer kommenden Antwort, er provoziert eine Antwort, bereits während der Artikulation setzt er eine Antwort voraus und strukturiert sich in dieser Atmosphäre. Die noch nicht ausgesprochene Äußerung wird angerufen von davor artikulierten Äußerungen. Das Rhetorische richtet sich auch nach dem Zuhörer und seiner Antwort, es ist eine Beziehung, in der der Erzählende sich a priori nach seinem Publikum orientieren und mit ihm rechnen muss. Das Publikum ist dabei nicht passiv, sondern mitkonstruierend (vgl. Bakhtin 2001: 56ff). Die Bedeutung ist immer relativ in der Hinsicht, dass sie lediglich als Folge der Relation zwischen zwei Körpern entsteht, die sich aber gleichzeitig in unterschiedlichen Räumen befinden. Es sind die zeitlichen und räumlichen Arenen, in denen Wahrnehmungen sich entfalten, und nichts kann von selbst wahrgenommen werden (vgl. Holquist 2002: 17ff).¹⁰

Der psychoanalytische bzw. hegemonietheoretische Diskursansatz geht davon aus, dass die Symbolisierung lediglich mit dem Widerstand von Gegenständen konfrontiert ist. Sie ist jedoch auch mit anderen Begriffen und Aussagen konfrontiert, die irgendwann anderswo artikuliert wurden. Alle Gegenstände sind mit anderen Perspektiven, Werten und Betonungen belastet. Wenn die Wörter sich nach einem Gegenstand richten, so geraten sie in eine spannungsgeladene komplexe Beziehung und in einen Dialog. Das Terrain der Symbolisierung ist sozusagen kein Niemandsland, auf dem die Signifikanten sich frei bewegen (vgl. Bakhtin 2001: 53). In der Sprache gehört das Wort zur Hälfte dem Anderen. Füllt das Selbst das Wort mit eigenem Zweck, so gehört das Wort vorübergehend dem Selbst. Das dem Anderen gehörende Wort, welches ihm

10 Die theoretische Ausgangsposition von Bakhtin besteht in der Annahme, dass das Selbst immer auf den betrachtenden Blick des Anderen verwiesen ist, um sich selbst zu konstruieren. Der žižeksche Mangel des Selbst während der imaginären Identifikation im Spiegelstadium wird hier zum Mangel auf der symbolischen Ebene: Das Problem ist nicht (nur) das invertierte entfremdete Abbild, sondern (auch) der im Spiegel fehlende Blick des Anderen. In dieser Hinsicht macht es keinen Sinn, sich im Spiegel zu betrachten, um zu erfahren, wie wir für das Andere erscheinen. Von welchem Winkel aus wir auch uns selbst zu beobachten wünschen, aufgrund des fehlenden Blickes des Anderen ist unser Gesicht eine fehlendes Gesicht. Das Selbst kann sich lediglich durch den »Überschuss des Sehens« des Anderen ergreifen, sich lediglich durch den Blick eines extern positionierten Anderen konstruieren (vgl. Irzik 2001: 7f). Die dialogische Subjektivität ist ausgerichtet auf Alterität, sie lebt von ihrem Anderen und ihrem Gegenteil (vgl. Zima 2000: 369; Neumann 1999: 13). Um uns zu verstehen, müssen wir unseren Blick auf den Anderen werfen, um das Andere zu verstehen, müssen wir unsere Position nicht verlassen. Das Dialogische wird somit für Bakhtin die epistemologische Grundvoraussetzung des Wissens bzw. des Diskursiven.

in anderen Kontexten zur Verfügung steht, wird in den Kontext des Selbst importiert und mit eigenen Zwecken und Deutungen gefüllt. Mehr noch: Nicht jedes Wort ist gleichermaßen zu okkupieren. Manche zeigen mehr Resistenz, manche bleiben im Mund des Okkupierten fremd, lassen sich schwer in Besitz nehmen und bleiben außerhalb des Kontextes, als ob sie zitiert oder in Anführungsstriche gesetzt werden. Der Prozess der Okkupation eines Wortes mit eigener Füllung und eigenem Zweck ist also insofern kompliziert, als mehrere Kontexte aufeinander prallen (vgl. Bakhtin 2001: 72).

Fazit

In diesem Teil habe ich die diskurstheoretischen Rahmenbedingungen der vorliegenden Arbeit vorgestellt. Die zentrale Ausgangsposition der Diskurstheorie ist, dass das, was wahrgenommen und gespürt wird, über gesellschaftlich konstruierte symbolische Ordnungen vermittelt wird. Diskurse repräsentieren weniger die Wirklichkeit, sie fungieren vielmehr als eine symbolische Ordnung, indem sie symbolische Grenzen zwischen Wahrem und Falschem ziehen (vgl. Bublitz et al. 1999: 12f; Hajer 2003). Da sie institutionalisiert, geregelt und an Handlungen gekoppelt sind, sind die Diskurse nicht nur als Ausdruck gesellschaftlicher Praxis von Interesse, sondern auch als Hinweis auf eine bestimmte Konzeption von Zweckgebundenheit, und als Machtstruktur zu verstehen (vgl. Jäger 2001).

Ausgehend von der Diskurstheorie Laclaus und Žižeks habe ich erstens stärker als Foucault die Heterogenität, Intertextualität und Offenheit des Diskurses betont. Diskurse sind nicht auf Dauer fixiert, sondern sind sich durch Artikulationen verändernde Formationen, die durch die symptomatischen Praktiken des Anderen stets versetzt werden. Jedes versetzende Ereignis ist dabei destruktiv und konstruktiv gleichzeitig. Es ist destruktiv, weil es den Mangel der symbolischen Ordnung sichtbar macht. Konstruktiv, weil es ein Begehren nach neuen politischen Identifikationen und sozialen Phantasien erzeugt, die den »Riss« zu nähen versuchen. Phantasie ist dabei eine Abwehrformation gegenüber der Unabgeschlossenheit der symbolischen Ordnung und der Unabgeschlossenheit des Selbst. Die Realität kann erst bestimmte Kohärenz erlangen durch Flüchten in die Phantasie, die verspricht, den Mangel im Anderen abzudecken (Stavrakakis 1999: 46f). Phantasie ist ein ideologisches Versprechen, eingebettet in Mythen, Erzählungen, Geschichte, als retroaktiver Effekt der Symbolisierung. Die politische Mythisierung und Konstruktion von Bedrohung kann z.B. als imaginäre Füllung oder Maskierung des politischen Mangels verstanden werden. Die Gemein-

schaft reguliert somit ihre Realität durch die stabilisierende Seite des Phantasmas, indem die inhärente Unmöglichkeit, der Antagonismus des Sozialen verleugnet wird, indem sie die Verleugnung positiviert, ihr einen Körper gibt. Die Äußerungen sind dabei als diskursive Bemühungen zur vollständigen symbolischen Integration zu begreifen. Mit anderen Worten sollen Äußerungen als diskursive Performanzen verstanden werden, mit denen die konstitutiven Lücken des Symbolischen artikuliert werden (vgl. Angermüller 2005: 11f). Jede diskursive Konstruktion, die die Universalität ihrer Wahrheit behauptet, konstruiert dabei ein partikuläres »intimes Außen«, das ausgeschlossen wird. Dabei werden die Mehrdeutigkeiten verdrängt bzw. bestimmte Stimmen in einer Gesellschaft maskiert, die sich immer wieder mittels Symptomen hören lassen (vgl. Zima 2000: 261). Diese verdrängten Bedeutungen, die sich der Symbolisierung entziehen, bilden sich auf der symbolischen Ebene als ein Netz von Symptomen und werden wiederum bedrohlich für die symbolische Ordnung. Die »symptomatische« Lesart wäre dann, diesen »symptomatischen Überschuss« zu zeigen, nämlich, welche Differenzen ausgeschlossen bzw. unterdrückt worden sind (vgl. Žižek 2003: 217ff).

Ich habe den Begriff »diskursive Knotenpunkte« eingeführt, wovon ich jene Schlüsselbegriffe und Metaphern verstehe, die eine tragende Botschaft übernehmen, um die herum die Aussagen im Diskurs strukturiert werden. Es geht gewissermaßen um eine Art von netzwerktheoretischem Ansatz, der jedoch weniger nach Schlüssel-Akteuren in einem sozialen Umfeld, sondern mehr nach Schlüssel-Begriffen auf diskursiver Ebene sucht. Dabei bleibt unbehandelt, ob tatsächlich soziale Netzwerke zwischen sprechenden Akteuren entstehen. Die diskursiven Knotenpunkte, verstanden auch als dominante Phantasie, zeigen was in einer Gesellschaft bzw. in einem Diskurs als für relevant und »wahr« gehalten wird. Sie lenken die gesellschaftliche Aufmerksamkeit und zeigen ihre Resonanzstrukturen. Als historisch und kulturell tradierte Bedeutungen bringen sie Erfahrungen, Phantasien und Interessen historisch gebildeter sozialer Gruppen hervor, deren Konflikte und Machtverhältnisse zum Ausdruck kommen. Es geht gewissermaßen um eine »topische Macht«, als eine Form der Hegemonie auf symbolischer Ebene (vgl. Knoblauch 2001: 221). Der Begriff Hegemonie von Laclau und Mouffe zeigt im Gegensatz zum späten Machtbegriff Foucaults die relative Zentrierung der symbolischen Macht um die diskursiven Knotenpunkte herum. Die Macht ist im Signifikanten enthalten. Die Hegemonie zeigt zum einen den präkeren Zusammenschluss zwischen Macht von Oben und von Unten durch Konsensbildungen mittels eines diskursiven Knotenpunktes.

In diesem Rahmen werde ich im folgenden Teil von diversen Formen von Orientalismen sprechen, die sich entlang bestimmter diskursiver Knotenpunkte verflechten oder sich voneinander abgrenzen können. Der Europa- bzw. Okzidentbegriff wird in diesem Sinne ein ständig zur Disposition gestellter hegemonialer Kampfbegriff: Europa als eine räumlich-zeitliche imaginäre Konstruktion wird in diverse politische und ideologische Projekte übersetzt: Europa als Gemeinschaft von Nationalstaaten oder als rechtlich regulierte Diskursgesellschaft, Europa als christliche Wertegemeinschaft etc. Jede Vorstellung von Europa hat ein relativ breites Spektrum von Anderem und unterschiedliche Formen von Inklusion und Exklusion: von der »Festung Europas« bis zur rechtsstaatlichen Diskursgesellschaft mit relativ offenen Grenzen (vgl. Stráth 2000; Jacobs/Maier 1998; Malmberg/Stráth 2002). Den Europa- bzw. Okzidentbegriff kennzeichnet somit eine semiotische Leere, die mit unterschiedlichen phantasmatischen Szenarien gefüllt wird. Die Bedeutungen des Europabegriffes formieren sich dabei nicht isoliert, sondern sie verknäppen sich immer in spezifischen historischen Momenten diskursiv-dialogisch in der Abgrenzung zu Anderen.

Zweitens habe ich die Frage der politischen Subjektivität, verstanden als die Art und Weise, wie soziale Akteure handeln, im heterogenen Diskurs im Verhältnis von Eigenem und Anderem in den Vordergrund gerückt. Foucault nimmt eine geschlossene Struktur des Diskurses an, wobei das Subjekt seine Position im Diskurs als Agent des sozialen Prozesses einnehmen und diese voll besetzen kann. Subjektpositionen werden jedoch produziert als Folge von kontingenten artikulatorischen Prozessen. Der Ort des Subjektes im Diskurs ist nicht pre-determiniert, sondern ein leerer Raum, der erst durch Identifikation gefüllt werden muss. Diese Positionen und Identifikationen sind nicht als solche gegeben, sondern sie wandeln sich vielmehr durch Artikulationen in Serien von Äquivalenzen durch den metaphorischen Überschuss von Bedeutungen. Subjekte können handeln und dadurch ihre Identität erhalten, eben weil die diskursiven Strukturen kontingent und durchlässig sind (Laclau/Mouffe 1992: 136ff; Žižek 1989: 250). Somit ist die Emergenz der politischen Subjektivität das Ergebnis des Mangels in den Strukturen. Es ist der Prozess der Identifikation, die politische Subjektivitäten hervorbringt (Howarth/Stavrakakis 2000: 13f). Das heißt, weder der Diskurs verstanden als Struktur noch das Subjekt können sich selbst abschließen, sie bleiben wechselseitig aufeinander angewiesen.

In diesem Rahmen werde ich im folgenden Teil argumentieren, dass, obwohl die nicht-westlichen Gesellschaften von westlichen Subjekten zum Anderen gemacht werden, diese »orientalen« Gesellschaften nicht lediglich Opfer dieses Prozesses waren und sind. Die nicht-westlichen

Gesellschaften reagierten auf das ihnen auferlegte Modell mit unterschiedlichen Strategien unter unterschiedlichen historischen Bedingungen, die spezifische Subjektivitäten bzw. Identitäten in den nicht-westlichen Gesellschaften hervorbringen. Die orientalistischen Repräsentationen können der Expression von Kolonialismus, Kontrolle und Eindringung dienen. Sie können von den kolonisierten Anderen aber auch pervertiert oder anders gedeutet werden.

Die türkische Subjektivität formiert sich, so werde ich ebenfalls im folgenden theoretischen Teil argumentieren, an der imaginären Schwelle zwischen West und Ost, wobei Eliten der nicht-westlichen Gesellschaften einerseits das Wissen, die Technologien und Normen von modernen westlichen Gesellschaften adaptieren, andererseits relativ frei sind, die Grenzen dieses Adaptierens zu bestimmen bzw. ihre Bedeutung zu verändern. Von hier aus werde ich argumentieren, dass die Türkei »Europa« nicht nur imitiert, sondern intertextuelle Repräsentationen über Europa erzeugt und zugleich akzeptiert und zurückweist.

Um das Zusammenwirken zwischen europäischen und türkischen Diskursen zu akzentuieren habe ich zum Schluss den Begriff Dialogizität von Bakhtin eingeführt. Es ging mir dabei nicht um den normativen Inhalt des Begriffes¹¹, der die Herstellung einer konsensuellen Basis auf einen geteilten Sinn impliziert, sondern darum zu zeigen, wie und inwieweit der imaginäre Blick des Anderen in der Diskurs- bzw. Identitätsformation des Selbst konstitutiv wirkt. Das Dialogische gibt uns einfach die Möglichkeit zu erfahren, was das Andere über uns erzählt, zu hören, was das Andere darüber erzählt, was wir einmal über das Andere erzählt haben. Die dialogische Perspektive hebt die Verbindung zwischen dem artikulierten Wort und seinem Objekt, zwischen dem Sprechenden Autor und seinem Text hervor und zieht auch anderswo artikuliert Aussagen in Betracht.

Unter diesen Gesichtspunkten werde ich im Folgenden die Alterität des Orients im Formierungsprozess der westeuropäischen Identität im Rahmen der Orientalismustheorie von Said näher darlegen.

11 Der Begriff Dialogizität hat für Zima eine normativ-ethische Dimension, »[...] die eine Brücke vom Partikulären zum Universalen schlagen möchte, ohne dem Partikulären Gewalt anzutun« (Zima 2000: 367) und unterscheidet sich somit von der habermasschen Kommunikationstheorie, in der das Universalistische einseitig privilegiert wird.